

(Nachdruck verboten.)

49] Der Mankswann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

„Soll geschehen,“ sagte Pete.

„Wenn das nicht anschlügt, so schicken Sie sie eine Zeit lang fort.“

„Ja wohl, das will ich.“

„Neue Gegenden, neue Menschen; am liebsten ganz fort von der Insel.“

„Eimberstanden.“

„Sie wird als eine ganz andre Frau wieder zurückkommen.“

„Wenn's dieselbe sein könnte, wär' mir's schon recht,“ sagte Pete. Die Gesellschaft lachte, er aber riß die Thür auf und rief: „Kommt nur herein!“ und ein halbes Duzend Gäste, die draußen gewartet hatten, traten schüchtern in die Stube; die Anwesenheit vornehmer Leute machte sie verlegen.

„Nun einen Trunk, Nancy,“ rief Pete.

„Doch auch nicht zu viel Aufregung,“ sagte der Doktor und entfernte sich mit dieser Warnung. Der Pfarrer ging mit ihm. Philipp hatte sich schon vorher unbemerkt fortgeschlichen. Grammie trug die kleine Katharine in die Küche und badete sie hier vor dem Feuer. Käthe saß mit Kissen gestützt auf dem Armstuhl in der Ecke. Dann brachte Nancy das Bier und Pete begrüßte es mit einem Lächeln. Cäsar erschraf und stand auf, um zu gehen.

„Der Trunk kommt aus Ihrem Haus,“ sagte Pete.

„Bleiben Sie doch und kosten Sie ihn.“

Doch Cäsar mochte nicht bleiben; er hielt es für unstatthaft.

„Wird Ihre erste Enkelin doch nicht jeden Tag getauft,“ meinte Pete. „Genießen Sie das Leben, so lange Sie es haben, der Tod kommt früh genug.“

Cäsar verschwand; die übrige Gesellschaft beherzigte aber Petes Rat und that sich gültlich.

„Die letzte Taufe, bei welcher ich war, hat gestern stattgefunden,“ sagte John, der Küster. „Das Kind von Christiane Killip ist getauft worden, das zur Welt kam, ehe sie getraut wurde, und es hat das Wasser ebenso gut angenommen wie jedes andre.“

„Die letzte Taufe, bei welcher ich war, war meine eigne,“ erklärte der schwarze Tom, „da bin ich zum Erben gemacht worden, hab' aber bis jetzt nichts geerbt.“

„Wohl wahr,“ sagte eine asthmatische Stimme von der Hintertreppe aus.

„Die letzte Taufe, die ich mitgemacht habe, war in Kimberley,“ sagte Pete, „und damals bin ich selbst der Pfarrer gewesen. Nun ja — Pfarrer Pete. Auch Pate und Patin war ich und das Taufkind hieß ebenfalls Peter Quilliam. Aber zum Lachen war es keineswegs. Auf jedem Wirtschaftshof lungert dort immer ein Rudel Weiber herum, die sich wie Kletten an die Burschen hängen — meist schmutzige, liederliche Dirnen, aber dennoch menschliche Wesen. Eine von ihnen hatte von jemand ein Kind, und da es mit ihr ans Sterben ging, konnte sie keine Ruhe finden, weil ihr Kind nicht getauft war. Es gab aber fünfzig Meilen in der Runde keinen Pfarrer; es war nachts und die Frau lag auf freiem Felde neben dem Feuer und wurde immer schwächer.“

„Was ist da zu machen?“ fragten die Leute. „Ich will's übernehmen,“ sagte ich, und ich that's. Einer der Burschen holte in einer Frühstückskanne Wasser aus dem Flusse und ich tauchte die Finger hinein. „Wie soll es heißen?“ fragte ich, aber die arme Seele war schon zu schwach, um sprechen zu können. So gab ich dem Kind denn meinen eignen Namen und die großen Burschen standen barhäuptig ringsum und fingen an wie kleine Kinder zu heulen. „Ich taufe Dich, Peter Quilliam, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen.“ Und dann starb das Weib ruhig und zufrieden, und weshalb auch nicht? Die Worte waren dieselben und das Wasser war dasselbe, und wenn die Hand auch nicht so rein war wie gewöhnlich, so wird vielleicht der Herr droben nicht über den Unterschied großen.“

Käthe stand auf mit brennenden Wangen. Der Raum

war ihr zu eng geworden. Pete half ihr ins Besuchszimmer, wo ein helles Feuer brannte, machte ihr aufs neue einen Sitz mit Kissen und Decken zurecht und kehrte dann auf ihre eigne Bitte zu den Gästen zurück. Die Gesellschaft war inzwischen größer geworden, auch Frauen und Mädchen hatten sich eingefunden. Man fing zu singen und zu spielen an und schließlich tanzte man auch.

Käthe hörte es. Durch die geschlossene Thür zwischen dem Hausflur und dem Besuchszimmer tönte der fröhliche Lärm zu ihr herein. Dann und wann steckte Pete den Kopf mit herzlichem Lachen ins Zimmer und rief ihr heiter zu: „Hast Du's gehört, Käthe? 's ist köstlich.“

Endlich kam auch Philipp wieder; er hielt den Hut in der einen Hand und eine Pappschachtel in der andren. „Das Patengeschenk für die kleine Katharine,“ sagte er.

Käthe öffnete den Deckel und nahm einen Kinderhut von rotem Plüsch heraus.

„Sie sind sehr gültig,“ sagte sie zerstreut.

„Von Güte kann keine Rede sein,“ antwortete er und machte Miene, wieder zu gehen.

„Warten Sie noch,“ stammelte sie. „Ich habe Ihnen etwas zu sagen. Machen Sie die Thür zu.“

XI.

Philipp wurde blaß. „Was ist's?“ fragte er.

Sie versuchte zu sprechen, doch versagte ihr die Stimme.

„Sind Sie unglücklich, Käthe?“ stammelte er.

„Können Sie es nicht sehen?“ antwortete sie.

Er setzte sich an den Kamin und verbarg sein Gesicht in den Händen.

„Ja, wir haben beide gelitten,“ sagte er mit dumpfer Stimme.

„Warum haben Sie mich ihn heiraten lassen?“

Philipp richtete sich auf. „Wie hätte ich Sie hindern können?“

„Wie? Fragen Sie, wie?“ Sie sagte es nicht ohne Bitterkeit; er aber antwortete ruhig:

„Ich versuchte es, Käthe, konnte aber nichts thun. Sie schienen entschlossen. Je mehr ich bemüht war, die Heirat zu verzögern, sie aufzuschieben, sie ganz zu verhindern, desto mehr drängten Sie und beschleunigten die Hochzeit. Da dachte ich bei mir selbst: Nun, vielleicht ist es das Beste. Sie versucht, zu vergessen und zu vergeben und fängt das Leben von neuem an. Welches Recht habe ich, ihr in den Weg zu treten? Habe ich ihr nicht schon Leid genug angethan? Ein guter Mann bietet ihr Herz und Hand und sie willigt ein. Laß sie's thun, wenn sie kann, Gott stehe ihr bei! Wohl werd' ich leiden; ich bin ihr aber jetzt nichts mehr! Ich will meines Weges gehen.“

Sie legte die Arme auf den Tisch und verbarg ihr Gesicht darin. „O, ich kann's nicht ertragen!“ sagte sie.

Er erhob sich langsam. „Wenn es meine Gegenwart ist, die Ihnen so unerträglich scheint, so will ich fortgehen. Ich bin nur gekommen, weil ich mußte; es war ein peinliches Vergnügen für mich. Sie werden mir bezeugen, Käthe, daß ich nicht aus freier Wahl hierher kam, sondern nur dem Zwang gehorchte. Ich will Sie aber nicht quälen. Ich will gehen und Sie sollen mich nie wiedersehen.“

Sie sah zu ihm auf und flüsterte mit leidenschaftlichem Ausdruck: „Nehmen Sie mich mit!“

Er schüttelte den Kopf. „Das ist unmöglich. Sie sind nun verheiratet. Ihr Mann liebt Sie zärtlich. Er ist ein besserer Mann als ich, ein tausend-, tausendmal besserer Mann.“

„Glauben Sie, daß ich nicht weiß, was er ist?“ rief sie, sich in den Stuhl zurückwerfend. „Gerade deshalb kann ich nicht mit ihm leben. Es bringt mich um. Ich sage Ihnen, daß ich es nicht zu ertragen vermag,“ rief sie und sprang auf. „Er liebt mich! Habe ich nicht versucht, mich zu zwingen, ihn wieder zu lieben? Habe ich nicht versucht, ein gutes Weib zu sein? Ich kann nicht — ich kann nicht! Jedes Wort, das er spricht, wird mir zur Qual. Nichts kann geschehen, das mir nicht durch Mark und Bein ginge. Ich kann in seinem Hause nicht leben. Die Mauern erdrücken mich, die Decke droht auf mich herab zu fallen, die Luft hier ersticht mich. Ich sage Ihnen, ich werde sterben, wenn Sie mich nicht von

hier fort bringen. Nehmen Sie mich mit, Philipp, nehmen Sie mich mit, fort, fort von hier!"

Sie erfaßte sichtlich seinen Arm, er aber senkte das Haupt und sagte mit tiefer, schwerer Stimme:

"Still, Rätke, still! Ich kann nicht und ich will nicht. Sie sind von Sinnen, daß Sie nur daran denken."

Wieder sank sie zurück in den Stuhl, atemlos und erschlaft mit unterdrücktem Schluchzen. Der Lärm der Tanzenden drang aus der Halle herein, vermischt mit Hochrufen und Petes Stimme erscholl:

Springt mit Haden auf und Geh'n
Wis die Viel'n in Stände geh'n.

"Ja, ich bin wahnsinnig oder werd' es bald sein," sagte sie mit hartem Ton; "ich dachte es schon, als ich diesen Morgen aus der Kirche über den Fluß ging. Dort unten wäre bald alles vorüber, dachte ich. Keine Not mehr, keine Träume, keine Schlaflosigkeit, die mich zwingt, den Atem des einen neben mir zu hören, während mir eine Stimme aus der Dunkelheit zuruft . . ."

"Rätke — was sind das für Reden?" unterbrach sie Philipp.

"O, Sie brauchen nicht zu glauben, daß ich schlecht bin, weil ich Sie bitte, mich von hier fort zu nehmen. Wäre ich ein schlechtes Weib, so würde ich vielleicht mit frecher Stirn weiterleben und händeln, ich hätte alles vergessen. Man sagt, das thun viele Frauen. Und ich fürchte auch nicht, daß er es jemals entdecken würde. Ich brauche ja nur meine Lippen zu verschließen, und er wird's nie erfahren. Ich aber werde es wissen, Philipp Christian," sagte sie, und ihr herausfordernder Blick traf ihn, als er die Augen erhob.

Ihre Vorwürfe thaten ihm weniger weh als ihre jammervollen Klagen, und schon im nächsten Augenblick schluchzte sie wieder:

"O, warum hat mich Gott nicht sterben lassen? Ich dachte, er würde es thun, wenn das Kind käme. Aber es geschah nicht und da — o, das war wirklich schlecht — da betete ich, daß er wenigstens mein unschuldiges Kind nähme."

Im Zorn über ihre Schwäche wischte sie sich jetzt die Thränen ab und sagte: "Ich bin keine schlechte Frau, Philipp Christian, und darum will ich eben nicht länger hier leben. Es handelt sich um etwas, das Ihnen nie eingefallen ist, und auch von mir haben Sie's nicht erfahren; jetzt aber muß es heraus, denn ich kann mein Geheimnis nicht länger verbergen."

Er hob den Kopf; es brauste und schwirrte ihm in den Ohren.

"Ein Geheimnis, Rätke?"

"Wie glücklich war ich," sagte sie. "Vielleicht war es ein Unrecht — aber ich liebte Sie so sehr, und fürchtete, Sie zu verlieren. Sie glaubten vielleicht, daß alles, was zwischen uns geschehen ist, mit der Zeit immer mehr in Vergessenheit geraten würde. Aber es ist ganz anders gekommen. Ja, und so lange ich lebe und so lange das Kind lebt —"

Ihre Stimme zitterte und stockte. Er sprang auf.

"Das Kind, Rätke? Das Kind — sagten Sie?"

Sie antwortete nicht sogleich, dann aber murmelte sie mit gesenktem Haupt: "Sagte ich nicht, daß es etwas gäbe, das Ihnen nie in den Sinn gekommen ist?"

"Und wäre es das?" stieß er in angstvollem Flüsterton hervor.

"Ja."

"Sind Sie auch sicher? Täuschen Sie sich nicht vielleicht? Ist es keine bloße Einbildung?"

"Nein."

"Sie glauben wirklich, das Kind . . ."

"Ja."

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Die rastlose Technik arbeitet daran, elektrische Züge zu schaffen, die 150, 180, 200 Kilometer in der Stunde rasen. In schwimmenden Palästen wird der Ocean eisend durchmessen. Fahrräder lassen die längste Chaussee in einen Punkt zusammenschrumpfen. Die automobilen Höllenmaschine, der Hai der Landstraßen, vermag in einer Stunde fünfzig Kilometer, 20 Menschen, 40 Hühner, 30 Gänse und 10 Schweine zu verschlingen. Ueber die Alpen fliegt der Luftballon, den Tausende von Erfindern lenkbar zu gestalten führen. Durch Granit und Basalt bohren sich kühne Tunnel, über tief eingeschnittene Flußthäler spannen sich gewaltige Brücken in fast zierlichem Eisenflügel. Zeit und Raum selbst scheinen sich in Verkehrs-

mittel zu materialisieren, und der schwerfällige Mensch gewinnt schier die Flügel des elektrischen Funkens, des Sonnenstrahls und des Schalls. Die Gesetze aber gewähren den Staatsbürgern das Recht der Freizügigkeit: mögen sie sanzen, wohin sie wollen, bitte, nur einzusteigen! Die Menschen aller Länder sind Nachbarn geworden und die Erde ward zum Dorf, in dem man über die Wendekreise spaziert wie über eine Wiese. Die Hero, die am Südpol nach ihrem Leander am Nordpol schmachtet, sie können sich täglich telegraphische Liebesbriefe spenden und binnen ein paar Tagen werden sie am Äquator sich in den Armen liegen.

So sieht die Welt des Verkehrs in der Idee, in der Möglichkeit aus. In der Wirklichkeit aber ist der Mensch noch immer an die Scholle gefesselt. Er wird in einer Gefängniszelle geboren, in der immer dasselbe kleine Stück Himmel durch das enge Gitterloch und stirbt an der Stätte der Geburt. Die Erde und ihre Menschen bleiben ihm fremd wie der Sirius und der Jupiter. Kaum weiß er, wie es eine Stunde weiter aussieht. Es giebt zahllose Großstädter, die Tag für Tag immer die gleiche StraÙe entlang gehen oder fahren und die außerhalb ihres Winkels nicht Weisheit wissen. Ein paar Meilen bereits von Berlin kann man in märkischen Dörfern erwachsene Leute finden, die niemals in der Hauptstadt gewesen und für die der Begriff Berlin ebenso dämmerhaft ist wie der von Peking oder Timbuktu. Dem stärker als Dampf und Elektrizität, undurchdringlicher als Stahl und Eisen, mächtiger als Bogen und Gase, gebieterischer als alle Sehnücht der Menschen, frei über die Erde zu schweifen, Länder und Völker kennen zu lernen, ist das Gold, das seine Opfer an die Erde tettet und gebeugt im Joche gehen heißt — im engen kahlen Geviert eines Gefängniszells, im steten gleichen Trott. Nur die Beherrscher des Goldes, die über und auf den Massen gebieten, und die Zigeuner, die unterhalb der Kultur vagabundieren, dürfen die Freizügigkeit nützen. Auch Slaventransporte der Arbeit werden von Zeit zu Zeit vom Osten nach dem Westen und zurück geschafft. Alle andren sind unbeweglich, sie grasen auf dem Stück Boden, in das sie ein Öhngesäß gepflanzt, und sie haben nur die Bewegungsfreiheit einer Biene, die an einen Pfahl gebunden ist, und die sich schon frei dünkt, wenn sie nur ein wenig hüpfen kann. Sie geraten in ein Leben, auf eine Erde, die sie nicht kennen, und sie verlassen dieses Leben und diese Erde, ohne daß sie ihnen vertraut ward. Die Erfindungen des Menschengeistes, der die Schwere aufhob, Raum und Zeit überwand, sind für sie umsonst erfunden worden.

Freilich in diesen Tagen, da die großen Ferien anheben, scheint es, als ob der von frommen Männern der guten alten Zeit der Postkutsche und des Scheiterhaufens viel geschmähte Verkehrsduffel doch eine Wahrheit sei. Alle Bahnhöfe sind überfüllt. Die Eisenbahnzüge schleppen ungezählte Massen in die Ferne. Die gesamte regierende und unternehmende Intelligenz tritt in den Streif. Die Geheimnisse Kommerzienrätin wird zur Tüppelschürze und klettert in kurzem grauen Rod auf Gipfelpfaden. Die Minister verwandeln sich in Stromer; das Wandern ist Exzellenz von Müllers Lust, und sie dürfen einmal nach Willkür die Standpunkte wechseln, ohne daß eine hämische Opposition sie verspottet. Lehmanns siebzehnjährige Tochter badet hener zum ersten Mal im deutschen Familienbad am Ostseestrand mit Krügers zwanzig-jährigem Sohn zusammen — unter der polizeilich verfürgten Aufsicht der Eltern. Die Verferteten und Verstopfen der Börse weinigen sich in Karls- oder Marienbad. Ein Gewimmel von Gymnastasten, höheren Töchtern und Babys stören den Frieden der Natur und gefährden die Unschuld des Landes. Selbst die Staatsanwälte geben demnachst ihr edles Handwerk auf, die Zuchthäuser und Gefängnisse zu versorgen, und träumen — auch Staatsanwälte träumen — fern von Nord, Wechselfälschung und Majestätsbeleidigung in den Strandkörben der Nordsee-Zusteln.

Ja sogar ein paar hundert blasse verklärte Volkskämpfer — o über die edelmütige Bornherzigkeit der christlichen Gesellschaft! — werden in die kurze Freiheit von Wald und Wasser auf Kosten der Besitzenden gelassen. Diese wenigen Wochen lassen sie ein Lebensgefühl und Lebensglück ahnen, das ihnen vielleicht niemals mehr beschieden ist. Aber die begüterten Erholungsreisenden empfinden die Nähe dieser gemischten Gesellschaft armliger Ferienkolonisten unangenehm. An der Mittagstafel des Hotels unterhält man sich über die Frage. Ein alter Gymnasialprofessor spricht seine Freude über den Fortschritt aus: "So werden die Klassenunterschiede gemildert, ein Strahl der Freude fällt in das Dasein der Enterteten und sie erkennen, daß auch die Besitzenden gültige Menschen sind." Indessen der Alte findet keine Zustimmung. Ein nervöser Fabrikant, der immer "Post"-Artikel redet, wendet sich aufgeregt gegen diese Humanitätsduselei: "Wozu dieser Aufium! Wie man diese Jöhren zu Hause, so würden sie sich an ihre Verhältnisse gewöhnen. So aber reißt man sie heraus, und wenn sie aus dem schönen Bad und der guten Verpflegung in ihre Kellerwohnungen zurückkehren müssen, dann gefällt ihnen natürlich das Leben nicht mehr, sie werden unzufrieden und neidisch. Ich sage Ihnen, die Ferienkolonien sind die Hochschule für Socialdemokraten." "Gewiß," fällt ein Kanzleirat ein, der trocken und peimlich ist wie ein Altknoben, "und warum werden gerade die Arbeiterkinder in die Ferienkolonien geschickt? Den Arbeitern geht es viel besser als andren Leuten. Ich kann mir nicht gestatten, meine Kinder ins Bad zu nehmen, und sie hätten's wirklich nötig. Das ist eine ungerechte Bevorzugung der Arbeiterkinder auf unsre Kosten." — "Ja, und wer hat mich in die Ferienkolonie geschickt, als ich jung war," zürnt der reich gewordene fette Wäckermeister. "Für uns hat

niemand geforgt, und heute möchte man am liebsten, daß die Arbeiterkinder Champagner saufen und in seidenen Betten schlafen. Bei mir wohnen Arbeiter, die täglich zum Frühstück ein Beestück essen, aber wenn sie die paar Pfennige Miete bezahlen sollen, schimpfen sie.“ Der Fabrikant aber schließt die Diskussion mit der grossenden Klage: „Es ist eben ein nationales Unglück, daß wir keinen Bismarck mehr haben.“

Alles ist verreist — so lautet die Zeitungssphäre. In Wirklichkeit ist alles zu Hause. Nach wie vor kreisen die Näder und hämmern die Hämmer und rascheln die Federn über's Papier. Alles arbeitet wie immer. Die Kette ist nicht im mindesten gelockert. Die Muskeln und Hirne der Millionen schürfen unablässig das Gold, mit dem die Herren sie fesseln, während jene selbst sich die Freiheit mit ihm erschließen. Die Schulkinder, die die Ferien der Familie zurückgeben, erregen durch ihren entfesselten Lebensdrang die gesteigerte Ungnade der Hausstrammen, deren Ideal der ruhige Mieter ist. Wenn der Wirt sich über die „Ungezogenheit“ der „Wäzger“ während der Ferien nicht tot ärgern will, muß er schleunigst ins Bad reisen; aber dem Vicenwirt oder Hausverwalter werden strengste Instruktionen hinterlassen. Selbst die Kerkerfreiheit eines Großstadthofes wird den Kindern der Armen nicht gewährt, die niemand haben, der ihre nach Auslösung drängende Jugend in sinnvolle Thätigkeit und lustig harmloses Spiel verständigt leitet.

Und dennoch möchtet Ihr alle reisen, in göttlicher Freiheit, in rein und frisch wehender Luft durch Wälder wandern, bergan klettern, ins Meer hinaussegeln. Und Euch fehlt nur diese dumme Kleinigkeit: ein bißchen Zeit und ein bißchen Geld. Hört! Ich will Euch lehren, wie's sich herrlich reisen läßt, ohne Zeitverlust, Verunsicherung und Geld, ja ohne Bahnmisfälle, Gewitterstürme, ohne Schweiß und Staub, ohne schlechte Wirtshausbetten und verdorbenes Essen. Ich habe selbst diese Kunst, zu reisen, ausprobiert, wenn mich die Sommerleidsucht hinantrieb und der Zwang mich festhielt. Ihr bedürft nur eines Kapitals von zehn Pfennigen, das reicht aus für Monate lange herrliche Reisen. Ihr habt nichts weiter nötig, als Euch ein altes — Reichs-Kursbuch zu kaufen. Für einen Groschen erhält Ihr sicher schon eines aus dem Vorjahr, wenn Ihr es nicht gar umsonst kriegt. Dann laßt's los gehen. Schon die Reisevorbereitungen sind köstlich. Ihr müßt Euch nämlich auf dem Umschlag die Zeichenerklärung sorgsam einprägen. Erst dann könnt ihr die geheimnisvolle Sprache des Kursbuchs lesen und mit Genuß reisen, ihr werdet nicht Luxus-Expreßzüge mit gemischten Bügen, nicht Tag und Nacht, nicht Schlafwagen und Speisewagen verwechseln, niemals den Anschluß veräumen, Umwege ersparen und immer die kürzeste, schönste und billigste Strecke fahren. Jeden Tag könnt Ihr Euch eine andre Route zusammenstellen. Ihr reist durch den Gotthard nach Italien, über Frankfurt an den Rhein, über Hamburg nach Helgoland. An Sonntagen macht Ihr einen Abstecher nach Schweden, nach Algier oder dem Kaukasus. Vor allem müßt Ihr darauf achten, daß Ihr pünktlich einsteigt, auf den Stationen nicht über die Aufenthaltswinuten hinaus in den Restaurants verbummelt, daß ihr bei kühler Witterung tags, bei heißer nachts fahrt. Sucht Euch immer die zweckmäßigsten Kombinationen aus, wählt die bequemsten Büge, rechnet sorgfältig die Fahrpreise und benützt die Strecken, die durch reizvolle Gegenden führen. Der Abwechslung halber werdet Ihr auch gelegentlich die mühsameren Seitenpfade auf Kleinbahnen und Posten einschlagen; hier bietet die Ermittlung des richtigen Weges besondere Genüsse. Interessiert Ihr Euch gar für die wunderbaren Rätsel der Tarifbestimmung, so wird Euch das Kursbuchreisen, eine Fülle weiterer, anregender Offenbarungen gewähren. Endlich werdet Ihr Euch im Infertateil die verlockendsten Hotels auswählen — und mit fröhlich geröteten Wangen, erfrischten Nerven und erfülltem Kopf werdet Ihr glücklich jedesmal aus der Ferne und Weite in Eure Enge zurückkehren. Und alles dies für höchstens zehn Pfennige!

Versucht's einmal und — reiset wohl! —

J. o. c.

Kleines Feuilleton.

— „Im Krug zum grünen Kranze“ beginnt ein vielgesungenes Volkslied und deutet damit auf die allgemein übliche Sitte, dort, wo Wein und Bier zu haben, einen frischen grünen Busch oder Strauch über der Wirtshausstür aufzusteden. Bietet sich im Winter kein grünes Laub, dann nimmt man als Ersatz hölzerne Kränze, wenigstens in Norddeutschland, wo sie auch Zeichen des Brauergewerbes sind. Das Lied muß übrigens in Norddeutschland entstanden sein, wie die Bezeichnung „Krug“ für Wirtshaus andeutet. Statt des Kruges und Busches bedient man sich wohl auch des Sternes, entstanden durch zwei ineinander geschobene Dreiecke. Solcher Brauch, durch grünen Busch und Kranz die Schenke zu bezeichnen, ist uralte. S. C. B. O. L. T. O. N. hat ihn neuerdings als Ueberbleibsel von 2000 jährigem Alter durch die Zeiten und bei verschiedenen Völkern verfolgt und findet die älteste Erwähnung bei Publius Syrus (45 v. Chr.), welcher eine Reihe von Maximen niedergeschrieben hat, deren 968. lautet: „Es ist nicht nötig, den Epheubusch da aufzuhängen, wo der Wein sich gut verkauft.“

Im Veltlin bedient man sich heute eines Strohkränzes, um den Weinverkauf anzuzeigen, oder lodenförmig herabhängender Hobelspäne; solche Zeichen kommen auch im Venetianischen vor, und bei Veltuno sind die Hobelspäne durch Eisenspiralen ersetzt, die dem Wind und Wetter besser widerstehen. In Umbrien nimmt das Wein-

zeichen ungefähr die Form eines Welles an: an einem Stode ist ein Brett befestigt, und auf diesem sind vier oder fünf schwarze Punkte aufgemalt, welche die Zahl der Soldi bezeichnen, um die der Wein verkauft wird. Steht vor den Punkten noch V R oder V B, so handelt es sich um vino rosso oder vino bianco, roten oder weißen Wein.

VR....
VB.....

Der Brauch des Aufsteden eines grünen Busches muß von den ursprünglichen Weinländern sich mit dem Getränke nach dem Norden verbreitet haben. In Frankreich heißt der Busch bouchon de cabaret, und man nimmt immergrünes Laub dazu: Epheu, Füllien (Nex), Fichten, Buchsbaum. König Karl VI. erließ dort 1415 ein Edikt, daß nur jene Wirte eine „Couronne“ benutzen dürften, deren Wein mit Salbei oder Rosmarin versetzt sei. In England hat man das Sprichwort „Good wine needs no bush“; in der Litteratur wird das Wirtzeichen (ale-stake) oft erwähnt, schon bei Chaucer. Der „Bush“ in seinen verschiedenen Formen ist das Seitenstück zu den Barbierbeden, die auch eine stumme Sprache reden, ursprünglich in die Analphabetenzeit zurückreichend, und aus dieser als Ueberbleibsel zu uns gekommen. — („Globus“.)

— „Flöten gehen.“ Die deutschen Mundarten zeigen eine besondere Vorliebe, die Ausdrücke, die „Verderben“ und „Untommen“ bedeuten, mit dem Zeitwort „gehen“ zu bilden. Solche Wendungen erfreuen sich wohl deswegen großer Beliebtheit, weil sie viel anschaulicher und deutlicher sind, als die vielfach verblähten Bezeichnungen der Schriftsprache. Wie bei den Römern, gilt auch dem Deutschen das Dahinschwinden als ein ver-gehen = per-ire, also als eine Art Fortbewegung. Man braucht nur an die Wendungen zu denken: zu Grunde gehen, um die Erde gehen, zum Ruckel, zum Teufel gehen, draufgehen, futschgehen, heidi-gehen, zu Schanden gehen, taputgehen, taporesgehen (von dem hebräischen „kappara“ = Sühnopfer) und pleitegehen vom hebräischen „pletah“ — Entkommen, Flucht). In der „Zeitschr. für hochdeutsche Mundarten“ hat nun soeben Prof. Ostlar Weise in Eisenberg (Sachsen-Altenburg) die verschiedenartigsten Wendungen für diesen Ausdruck „zu Grunde gehen“ zusammengestellt. Hiernach bedeuten auch die Redensarten, „in die Widen gehen, in die Erbsen gehen, in die Mähen gehen, in die Büsche gehen, in die Bilze, in die Nüsse usw. gehen“, denen allen gemeinsam ist, daß es sich dabei um ein Erzeugnis aus dem Gebiete der Pflanzenwelt und um den Gebrauch des Pluralis beim Substantiv handelt, nichts andres als „verloren gehen“, nicht-hinausgehen, um die betreffenden Früchte zu holen. Da in den erwähnten Verbindungen niemals Weizen, Roggen, Hafer, Gerste gebraucht werden, da es sich ferner um Früchte handelt, denen man keinen großen Wert zuschreibt, so sind sie nur eine vollständig plastische Ausdrucksweise, durch die geringwertige Gegenstände lebhaft anschaulich gemacht werden sollen. Für diese Auffassung spricht auch die ähnliche Wendung „in Essig gehen“, sowie die Berliner Redensart „er fliegt in die Käse“ = er hat Pech. Hierzu gehören auch, wenn sie auch auf ein andres Gebiet führen, die Ausdrücke: „vor die Hunde gehen“, „auf den Hund kommen“, „in die Brüche gehen“ u. a. Einzig steht „flöten gehen“ da, insofern, als hier keine adverbiale Bestimmung zu „gehen“ giebt, sondern ein Infinitiv wie bei „betteln, schlafen gehen“. Analog gebildet findet sich nur das thüringische „krachen gehen“. Deswegen macht auch die Erklärung von „flöten gehen“ die größten Schwierigkeiten, und es sind schon zahlreiche Versuche gemacht worden. Manche halten es für entstellte, sei es von „pleite“, sei es von „baleten“ gehen. Daniel Sanders nimmt neben dem Worte „flöten“ = „auf der Flöte blasen“ noch ein zweites = „verloren gehen“ an. Sehr ansprechend ist nun die Erklärung, die Weise giebt: wie andre vollständige Ausdrücke — so „der Himmel hängt ihm voller Geigen, nach Noten gehen, andre Saiten aufziehen u. v. a. — von der Puzil und Musikinstrumenten herrühren, so wird man auch bei „flöten gehen“ an ein Musikinstrument zu denken haben. Bekannt ist die Redensart „auf dem letzten Loch pfeifen“. Dies Bild ist vom Flötenpieler hergenommen, der beim ersten Loch angefangen und der Reihe nach in alle hineingeblasen hat, so daß er nun beim letzten angekommen ist. „Flöten gehen“ ist aber so viel als „flöten“ und zwar auf dem letzten Loch. Hierbei würde also auf das Verbun „gehen“ gar kein Gewicht zu legen sein. —

— Küstensignale bei Nebelwetter auf See. Bei St. Catherine's Point auf der Insel Wight sind Versuche angestellt worden, um die geeignetsten akustischen Signale ausfindig zu machen, welche bei mäßigem Wetter, wenn alle optischen Signale versagen, die Nähe des Landes anzeigen können. Es fand sich, wie die „kölnische Zeitung“ mitteilt, als geeignetster Apparat eine Sirene, die durch Luft von 40 Pfund Druck auf den Quadratzoll angeblasen wird. Die Wirkung aller akustischen Signale ist jedoch in hohem Grade von der Witterung abhängig, besonders von der Windrichtung. Eine Sirene, deren Ton 20 englische Meilen weit gehört wurde, war bei Gegenwind und unruhiger See nur 1 1/4 Meile weit vernehmbar. Dann wurden auch in, allerdings nur seltenen Fällen, höchst sonderbare Töne im Gehörfeld festgestellt. Wenn nämlich die Töne der Sirene in Entfernungen von einer Meile sehr gut ver-

nommen wurden, kam es vor, daß sie in Abständen von zwei bis drei Meilen nicht gehört wurden, in größeren Entfernungen waren die Töne dagegen wieder vernehmbar. In andern Fällen vernahm man bei ruhiger See und Windstille nach dem Anblasen der Sirene vom Meere her starke Echos, die aus einem bestimmten Punkte des Horizontes zu kommen schienen und sich rasch nach allen Seiten hin ausbreiteten. Während der ursprüngliche Sirenenton nur etwa drei Sekunden dauerte, hielten diese Echos bis zu 30 Sekunden an. Diese akustischen Eigentümlichkeiten sind noch völlig unerklärt. —

Kulturgeschichtliches.

— „Der Kerl lebte ja noch!“ . . . Der „Frankfurter Zig.“ wird am 1. Juli aus Heidelberg berichtet: Ein Vorgang, der sich am 1. Juli hier abgespielt hat, dringt jetzt trotz aller Versuche, ihn zu vertuschen, in folgender Form ins Publikum: Nachmittags versammelten sich sechs Studenten in der Wohnung eines von ihnen, eines jungen Mediziners, und beschloßen, einer gewissen Weibergeschichte durch ein amerikanisches Duell einen würdigen Abschluß zu geben. Nachdem zwei von ihnen ausgelost waren, lösten diese beiden unter sich, und die schwarze Angel traf den jungen Mediziner, den Besitzer des Zimmers. Dieses neunzehnjährige Püschchen — es soll der Sohn eines höheren Beamten in Karlsruhe sein — wurde von den übrigen bedeuert, seinem Leben zwischen 6 und 8 Uhr ein Ende zu machen; er durfte zwischen drei ihm „vorgelegten“ Todesarten wählen und entschied sich für das Messen der Pulsadern. Nachdem einer der jungen Leute die künstliche „Toiennasle“ des Verurteilten, sowie die des Studenten, der vorher mitkonkurriert, gezeichnet und diese Kunstwerke zu beiden Seiten eines Schädels auf dem Tische untergebracht hatte, entfernten sich die Jüdis. — Gegen acht Uhr verlangte der Hausherr, der vielleicht Ungewöhnliches bemerkt hatte, Einlaß in das verschlossene Zimmer des Studenten. Der junge Mann antwortete, er fühle sich zu schwach, die Thür zu öffnen; doch gelang es ihm endlich, aufzuschließen. Zu seinem Entsetzen fand der Hausherr das Zimmer über und über mit Blut bedudelt; der junge Mann hatte eine Anzahl tiefer Schnittwunden im Arm und eine am Halse, die sich der Unglückliche mit einem Instrument aus seinem medizinischen Bestek beigebracht hatte. Sofort wurden zwei Professoren der Medizin herbeigerufen. Während der Hausherr, die Herren erwartend, bei dem Schwerverwundeten Wache hielt, erschien einer der fünf Studenten, um zu erfahren, ob das „Urteil“ vollstreckt sei. Da er noch Leben in dem „Verurteilten“ sah, ließ er ihn mit dem Fuße aus Wein und sagte verächtlich: „Pui, der Kerl lebt ja noch, der hat sich ja nur gestupft!“

Astronomisches.

cc. Ueber die Entstehung der Monde ist entgegen der Kant-Laplace'schen Theorie, wonach jeder Mond sich zufolge der Centrifugalkraft von dem rotierenden Hauptkörper losgelöst hat, des selbständige Planeten gewesen sein, die dem betreffenden Hauptkörper auf ihrer Bahn so nahe kamen, daß sie an ihn gefesselt wurden und ihn nimmehr umkreisen. Ein französischer Astronom hat sich der Aufgabe unterzogen, rechnerisch zu prüfen, ob das möglich ist. Das Resultat ist für die Monde von Erde, Mars, Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun negativ ausgefallen. Bei dem System Erde-Mond z. B. würde die Bedingung der Stabilität nur dann nicht erfüllt sein, wenn der Mond mehr als 67 380 Meilen von der Erde entfernt wäre. Thatsächlich hat er von der Erde nur etwa einen Abstand von 51 440 Meilen, das System ist also stabil, d. h. er hatte auch früher keinen größeren Abstand von der Erde. Nehulich liegen die Verhältnisse bei den Monden der andern genannten Planeten. Es bleibt also dabei: Der gute Mond ist nicht ein armer Sklave, den die tyrannische Erde aus seiner eignen Bahn gerissen und gezwungen hat, ihr nachzufolgen, er ist vielmehr als der einzige Sohn der Mutter Erde zu betrachten, der in unwandelbarer Treue bei ihr bleibt. —

Technisches.

— Neue Schnellzugs-Lokomotiven. In diesen Tagen wird bei den badi'schen Staatsbahnen in größerer Anzahl eine Gattung neuer Schnellzugs-Lokomotiven in Dienst gestellt, die die schwersten in Europa sein werden und die in ihrer Durchführung das vollkommenste darstellen, was der Lokomotivenbau zur Zeit kennt. Schon durch ihr außerordentliches Aussehen werden diese Maschinen auch die Blicke des Nichtfachmannes auf sich ziehen und wegen ihres fast ungeheuerlichen Aussehens das allgemeine Staunen erregen. Zur leichteren Ueberwindung des Luftwiderstandes sind nämlich, wie der „Tägl. Ansdh.“ geschrieben wird, die Vorderwände des Führerhauses schiffsförmig zugespitzt und die Rauchkammerthür ist nach vorn kegelförmig verlängert, so daß diese Maschine wie ein gewaltiges Geschloß ausieht. Durch die außerordentlich hohe Kessellage, die hauptsächlich durch die 2.10 Meter hohen Treibräder bedingt ist, werden die nach oben gerichteten Teile des Kessels, wie Schornstein, Dampfborn und Sandbüchse, derartig in ihren Höhenmaßen beschränkt, daß z. B. der Schornstein nur etwas über 50 Centimeter hoch werden konnte. Die neue Lokomotive hat fünf Achsen. Sämtliche Räder können gebremst werden. Der Kessel hat mehr als die doppelte Größe der jetzigen Schnellzugs-Lokomotiven. 1600 Pferdestärken werden entwickelt, gegenüber 600 bis 700 der jetzigen Lokomotiven. Bei der Probefahrt mußte die neue Lokomotive 120 Kilometer in der

Stunde reisen. Im Dienst wird die Höchstgeschwindigkeit 100 Kilometer sein. Lokomotive und Tender wiegen 5000 Centner. —

Humoristisches.

— Boshaftes Mißverständnis. Sonntagsjäger: „. . . Wie ich heute bei der Frühpirsche an eine Blöde komme, seh ich plötzlich in den Brombeeren auf 150 Schritt einen Kapital-Sechserbock. Ich hinter einen Baum springen, auffahren, schießen und dasiegen war ein's!“

Förster: „Haben S' Ihuwa weh 'than, Herr Doktor?“ —

— Gute Ausrede. Richter: „Sie sollen Ihre Hauswirthin beleidigt und sie eine „alte Schakulle“ genannt haben. Die Zeugin hat es im Vorbeigehen gehört und ist vereidigt. . . Haben Sie darauf noch etwas zu erwidern?“

Angellager: „Ja wohl! Die Zeugin hat mir einen Teil meiner Rede gehört! Ich sagte noch: „Von anhen unscheinbar, aber sie enthält ein goldenes Herz!“ —

— Ein guter Freund. A.: „Lieber Freund, Du bist nun schon zwei Jahre verheiratet. Auch ich hätte Lust, mein Junggesellenleben aufzugeben. . . Kannst Du mir mit gutem Gewissen nach den von Dir gemachten Erfahrungen dazu raten oder nicht?“

B.: „O, Du darfst gewiß überzeugt sein, daß ich mir Dein Bestes im Auge habe, wenn ich Dir sage: „Heirate!“ Du weißt nicht, was es heißt: ein behagliches Heim zu besitzen, seine Ordnung zu haben, gut gepflegt zu werden, seine Leibgerichte vorgelegt zu erhalten, auf die man im Gasthaus verzichten muß! Ich lamm Dir also nur wiederholt sagen, heirate! Du wirst dann selbst sehen, wie schön es ist. . . Und dann — Kreuzdonnerwetter noch amal! — warum soll es Dir denn besser gehen, wie mir?“ —
(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Gewerkschaftler machen wir auf den in der heutigen Nummer (27) der „Neuen Welt“ beginnenden Artikel „Französische Gesellenverbände“ aufmerksam. —

— Ein Preisausschreiben von 1000 Frank erläßt der „Dramatische Verein Zürich“ für ein den Abend füllendes zürcherisches Dialektstück. —

— Juristendeutsch. Das „Berliner Tageblatt“ teilt folgenden Einleitungsatz eines schiedsgerichtlichen Urteils mit: „Das Schiedsgericht hat beziehentlich unter Anerkennung des Blatt 24 dem Suchen Verurteilungslägers gegenüber geltend gemachten bei Fassung vorstehender Entscheidung auch seinerseits für erwiesen zu erachten gehabt, daß nach dem aus den ärztlichen Gutachten bez. Berichten Blatt 10. 10h 12 in Verbindung Bl. 18 sich Ergebenden die Annahme der Verurteilungslägers, wonach die Erwerbsfähigkeit Verurteilungslägers nimmehr und zwar seit dem 1. August als um mehr als um ein Drittel vermindert nicht weiter zu erachten, als gerechtfertigt sich darstellt.“ —

— Arthur Pierhofers neues Lustspiel „Die Diplomatie“ ist vom Deutschen Schauspielhaus in Hamburg zur Aufführung erworben worden. —

— Stefan Vacano geht zum Herbst als Schauspieler und Regisseur an das Deutsche Schauspielhaus in Hamburg. —

— „Der liebe Schay“, eine dreiaktige Operette von Reinhardt, wird noch in diesem Sommer im Neuen königl. Operntheater (Kroll) erstmalig in Scene gehen. —

— Klingers „Beethoven“ bleibt nun endgültig in Leipzig. Der Rat der Stadt wird die an 250 000 M. fehlende Summe aus den ihm zur freien Verfügung stehenden freiwilligen Stiftungsvermächnissen deden. —

— Das Igl. Observatorium zu Greenwich ist mit der Herstellung einer Riesensternkarte beschäftigt, die dreizehn Millionen Sterne aufweisen soll. —

t. Ein neues Telephonsystem, bei dem jegliche Verbindung von der Centralstelle fortfällt, kommt demnächst in Chicago zur Einführung. Das System führt die Bezeichnung Strowger-System; es ist schon zwei Jahre im Osten der Vereinigten Staaten erfolgreich im Betrieb. —

— Ein Uebergaul wird in der neuesten Nummer des „Militär-Wochenblattes“ zum Kauf angeboten. Das Inserat hat folgenden Wortlaut: „Meinen 7jährigen, schönen, lammfrommen Hengst, mit welchem ich Veruche zur Feststellung des geist. Könnens des Pferdes mache, will ich verkaufen. Er unterscheidet zehn Farben, lieft, lemt die vier Rechnungsarten u. a. m.“ —

— Ein wohlwollendes Inserat enthält die „Zeitung für den Oberbruch“; es lautet: „Unlieb verspätet! Jener Herr, der mir am vergangenen Freitag eine Anzahl gekühter Wuttan entwendete, wird darauf aufmerksam gemacht, daß dieses Mixtum compositum nicht Fleischextrakt, sondern Fliegenleim ist. Nach erfolgtem Genuß empfiehlt sich gelöchter Kalk, um Komplikationen vorzubeugen. Gustav Sasse.“ —